

»Zur Euthanasie empfohlen«

Zum Umgang mit Kranken und Behinderten in der Nazizeit und heute: Die Ausstellung »Erfäßt, verfolgt, vernichtet« in Berlin. Von Sabine Lueken

Mit der »Gleichschaltung« durch das Reichsinnenministerium erhielt die »Gesellschaft Deutscher Neurologen und Psychiater« (GDNP) 1935 den neuen Vorsitzenden Ernst Rüdin. Im Oktober 1942 benannte dieser auf Anfrage des Reichsforschungsrats ein Projekt als »kriegswichtig«, nämlich »die Erforschung der Frage: Welche Kinder können als Kinder schon klinisch und erbiologisch so einwandfrei als minderwertig eliminationswürdig charakterisiert werden, daß sie mit voller Überzeugung (...) den Eltern bzw. den gesetzlichen Vertretern sowohl im eigenen Interesse als auch (im Interesse) des deutschen Volkes zur Euthanasie empfohlen werden können?« Rüdin war federführend bei der erbiologischen Ausrichtung der Psychiatrie und mitverantwortlich für das »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses«. »Reichsführer« der GDNP blieb er bis 1945. Deren Nachfolgeorganisation – »Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde« (DGPPN) – zeigt nun in Berlin eine Wanderausstellung zu ihrer Geschichte.

Zu Beginn werden namentlich genannte Opfer und Täter gegenübergestellt, ganz »normale« Menschen. Die Täter waren keine fanatischen Nazis, sondern von Kollegen hochangesehene Spezialisten in ihrer jeweiligen Fachdisziplin. Auf der anderen Seite waren Armut oder schwierige soziale Verhältnisse oft Grund genug für die Einweisung in eine Psychiatrie. »Ich lege Ihnen also klar, daß ich nicht schwachsinnig, sondern bloß arm bin. Nicht erblich belastet mit keiner Krankheit, sondern bloß gedrückt und schikaniert«, erklärte Theresia S. im Rahmen ihres »Erbgesundheits«-Verfahrens und fügte die Frage an: »Wäre es nicht besser, wenn armer Leute Kind sofort ertränkt würde?« Auch Wilhelm Werner kam aus ärmlichen Verhältnissen, von ihm sind in der Ausstellung Zeichnungen über den »Siegeszug der Sterilei« zu sehen. Darauf malträtierten der »Chirurg Dr. Weinzierl« und eine Krankenschwester mit Hakenkreuzbinde und bösem Blick die Patienten.

Ab 1940 wurden Patienten nicht mehr »bloß« unfruchtbare gemacht, sondern im Rahmen der »T4-Aktion«



Heil- und Pflegeanstalt Liebenau (Oberschwaben), 1940 – 501 Bewohner wurden im Rahmen des »Euthanasie«-Programms der Nazis ermordet

in die Gasmordanstalten verlegt und dort getötet. Der Leiter der evangelischen Anstalt Stetten, Pfarrer Ludwig Schlaich, schrieb: »Eine große Anzahl wußte, was ihnen drohte. Sie weinten, baten, nicht mit zu müssen, wehrten sich.« Im Urteil des Freiburger Landgerichts zum badischen »Euthanasie«-Prozeß von 1948 heißt es beispielhaft: »Der Oberin in der Kreispflegeanstalt Freiburg mußten im Oktober 1940 die sich in ihrer Verzweiflung an sie klammernden Patientinnen durch die Transportbegleiter so vom Leib gerissen werden, daß ihre Kleider zerrissen, und eine ältere Kranke klammerte sich bei dem gleichen Abtransport schreiend an die Dachsparren auf dem Speicher und mußte von fünf Leuten herunter- und in den Wagen gezerrt werden.«

Das »Euthanasie«-Programm nahm seinen mörderischen Verlauf. 1943 schrieb der 40jährige Hilfsarbeiter Ernst P. aus der Tötungsanstalt Weilmünster in Hessen an seine Mutter:

»Wir wurden (...) verlegt, damit man uns in dieser wenig bevölkerten Gegend unauffällig verhungern lassen kann. (...) Die Menschen magern hier zum Skelett ab und sterben wie die Fliegen. (...) Man beerdigt die hautüberzogenen Knochen ohne Sarg.«

»Für mich und meine Frau könnte es nur ein Erlös sein und die hier unnütz hinausgeworfenen Gelder meinen beiden kerngesunden Jungs zugute kommen.«

Die Ausstellung dokumentiert ein breites Spektrum von Reaktionen der Angehörigen. Das reicht von wütendem und verzweifeltem Protest bis zur Aufforderung, »eine Gnadspritze (zu) verabreichen – läßt den kleinen, lieben Jungen nicht mehr allzu lange sein schweres Leiden ertragen«, heißt es da. »Für mich und meine Frau könnte es nur ein Erlös sein und die hier unnütz hinausgeworfenen Gelder meinen beiden kerngesunden Jungs zugute kommen.«

Nach 1945 wurden nur wenige Ärzte und Pfleger, die an den Medizinverbrechen beteiligt waren, bestraft. Viele waren weiter als ärztliche Gutachter tätig, manche verweigerten Betroffene

nen die Entschädigung. Um die Anerkennung als NS-Verfolgte zu erstreiten, schlossen sich Zwangssterilisierte schon wenige Jahre nach Kriegsende zusammen. 1987 gründeten sie den »Bund der »Euthanasie«-Geschädigten und Zwangssterilisierten«. Die 100 bis 150 noch lebenden Opfer warten immer noch auf eine Entschädigung.

Neben exemplarischen Biographien bietet die Ausstellung aussagekräftige Dokumente und präzise Texte auf neuem Forschungsstand. Aktuelle Diskurse kommen in Videointerviews zur Geltung. Da macht etwa der Psychologe Michael Wunder, Mitglied des Deutschen Ethikrats, darauf aufmerksam, daß heute die Zahl der Kinder, die mit einem Downsyndrom geboren werden, stark rückläufig ist. Zynisch gesagt, sei die »Verbesserung« des Menschen im Sinne der Nationalsozialisten damit erreicht, jetzt aber als »Eugenik von unten«.

◆ Bis 20. Juli, Niederkirchnerstr. 8, Berlin. 1. Juli, 19 Uhr, Podiumsgespräch mit Margret Hamm, Arbeitsgemeinschaft Bund der »Euthanasie«-Geschädigten und Zwangssterilisierten

DIE PROVINZ DER PROVINZ. GEHEIME ORTE IN SACHSEN-ANHALT (16): DESSAU-ROSSLAU

Magdeburg ist häßlich.« – Aha, wir sind in Halle. »Halle ist dreckig.« – Klar, wir sind in Magdeburg. »Dessau ist ein Loch.« – Sieh an, wir sind – in Dessau. Ortstermin in der Anhaltischen Landesbibliothek, ein Lokalmatador liest vor exakt zwölf Zuhörern. Der Mann in der letzten Reihe raunt: »Sonst ist hier nicht viel los.« Es klingt beinah wie eine Vorauswahl. Der einzige anwesende Lokalreporter heißt Frau Naumann, arbeitet eigentlich als Verkäuferin und will nach der Lesung im Autorengespräch was erfahren, das es dann bei Wikipedia zu korrigieren gibt. Denn für dieses Medium schreibt sie, wenn sie nicht gerade verkauft. Dann aber fällt ihr ein, daß der letzte Bus nach Roßlau vor dem

Ende der Lesung geht, und so greift sie den Autor eben vorher ab. Worum es geht, erfährt niemand, nur daß wegen dieser Klärung die Veranstaltung zehn Minuten später anfängt. »Presse hält«, hüstelt der Autor entschuldigend und selbstverliebt zugleich.

Dessau ist wirklich ein Loch. Es überrascht, daß diese Stadt – damals noch ohne Roßlau als Verstärkung! – einmal Großstadt war und nach 1989 ernsthaft mit Magdeburg und Halle um den Rang einer Landeshauptstadt buhlte. Absolut lächerlich! Weil es hier nichts gibt und weil – was noch viel schlimmer ist – sich kaum jemand findet, der das bestreiten würde. Dessau zehrt vom Bauhaus, zehrt von den Schlössern der Anhaltiner in der

Stadt und vor allem drum herum, aber sonst? Wer abends im Nieselregen in der Zerbster Straße vor Rathaus und Landesbibliothek steht, möchte sich glatt erschießen, so häßlich ist das Rundrum. Nur weil Dessau Friedhöfe hat, töten sich die Touristen nicht, sondern nehmen verbittert die Zeit in Kauf, die es kostet, hier wieder schleunigst rauszukommen: Sie haben Angst, kurzerhand in Dessau begraben zu werden. Das hieße ja, für immer hier zu bleiben. Jaja, Dessau an der Mulde hat in dieser Hinsicht viel mit Wettin an der Saale gemein ...

Also alles furchtbar in diesem Loch? Naja, um ehrlich zu sein: Dessau ist immerhin an zwei Stellen so richtig schön und großartig. Vor dem Schloß

Mosigkau, acht Kilometer von der hauptsächlichen Stadt entfernt, und jenseits der Mulde, in diesem endlosen Park in Richtung Mildensee. Daß diese beiden Dörfer und zahlreiche andere wie Natho und Neeken zur Stadt Dessau gehören, ist lächerlich. Kartoffelfelder im Stadtgebiet? Eine Waldpension Buchholzmühle die City? Dessau ist größer als Halle oder Magdeburg, hat aber nicht halb so viele Einwohner wie diese. Lachen sich die Dessauer selbst nicht wenigstens selbstironisch über einen derart flächengreifenden Größenwahn kaputt? Ach nein, die sind mit ängstlichem Zähneklappern beschäftigt, denn jüngst wurden wieder Wölfe in der City gesichtet.

Annette Riemer

Itajen

Von Wiglaf Droste

Immer dachte ich, das Land Italien heiße oder hieße Italien, doch dieser konjunktive Wahnzahn ward mir gezogen. Das Land heißt in Wahrheit Itajen, ohne Binnen-L und aber mit Jott, wie Goethe und Gott.

Ich weiß das von einer Frau aus einer der schönen Gegenden Itajens, die Silvia heißt, Silvia mit I wie Itajen, und wer sie mit Ypsilon ansetzt, der wird von ihr zum Ypsilon zerhauen, aber sowas von!, alter Schwefel, dann hast du Pech und Schweden!

Um es also gültig klarzustellen: Das schönste Land der Welt heißt Silvia Itajen.

Wer etwas anderes sagt, den holt die Rumänentruppe Mafya, mit Ypsilon, wie in Maffay.

Wie ein Saxophon

Von Haiti über Kanada nach Deutschland: Dany Laferrière, haitianisch-kanadischer Schriftsteller, erhält in diesem Jahr den Literaturpreis des Berliner Hauses der Kulturen der Welt (HKW).

Sein Roman »Das Rätsel der Rückkehr« setzte sich gegen die Werke von fünf Mitnominierten durch. Die siebenköpfige Jury würdigte Laferrières Roman in der Begründung am Montag als »poetischen Monolog wie ein Saxophon-Solo, beginnend im kanadischen Exil und endend im bitterarmen Haiti«. Dany Laferrière lebt in Kanada und veröffentlichte seit 1985 zehn Romane auf französisch. Das HKW zeichnet auch seine deutsche Übersetzerin Beate Thill aus. (jw)

»Sprechen trotz allem«

Die Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin hat ein neues Videoarchiv veröffentlicht, das 72 Interviews mit Überlebenden der Nazizeit enthält. Viele Interviewte kommen aus jüdischen Gemeinden in Osteuropa, ein Drittel hat erstmals ausführlich vor der Kamera gesprochen.

Die Befragten waren zum Zeitpunkt der Gespräche zwischen 69 und 98 Jahren alt, wie die Stiftung am Montag mitteilte. Die Interviews sind unter dem Titel »Sprechen trotz allem« sowohl im Internet als auch im Ausstellungsraum unterhalb des Holocaust-Mahnmales nahe dem Brandenburger Tor zu sehen.

(dpa/jw)

DOSSIER

Milliardenspiel

Fußball als Volkssport, Politikum und Geschäft
www.jungewelt.de/fussball